

Der Vatikan wird Augen machen

Notizen für Fromme und Wundergläubige: Martin Walser trägt in «Mädchenleben» Material für eine Heiligsprechung zusammen.

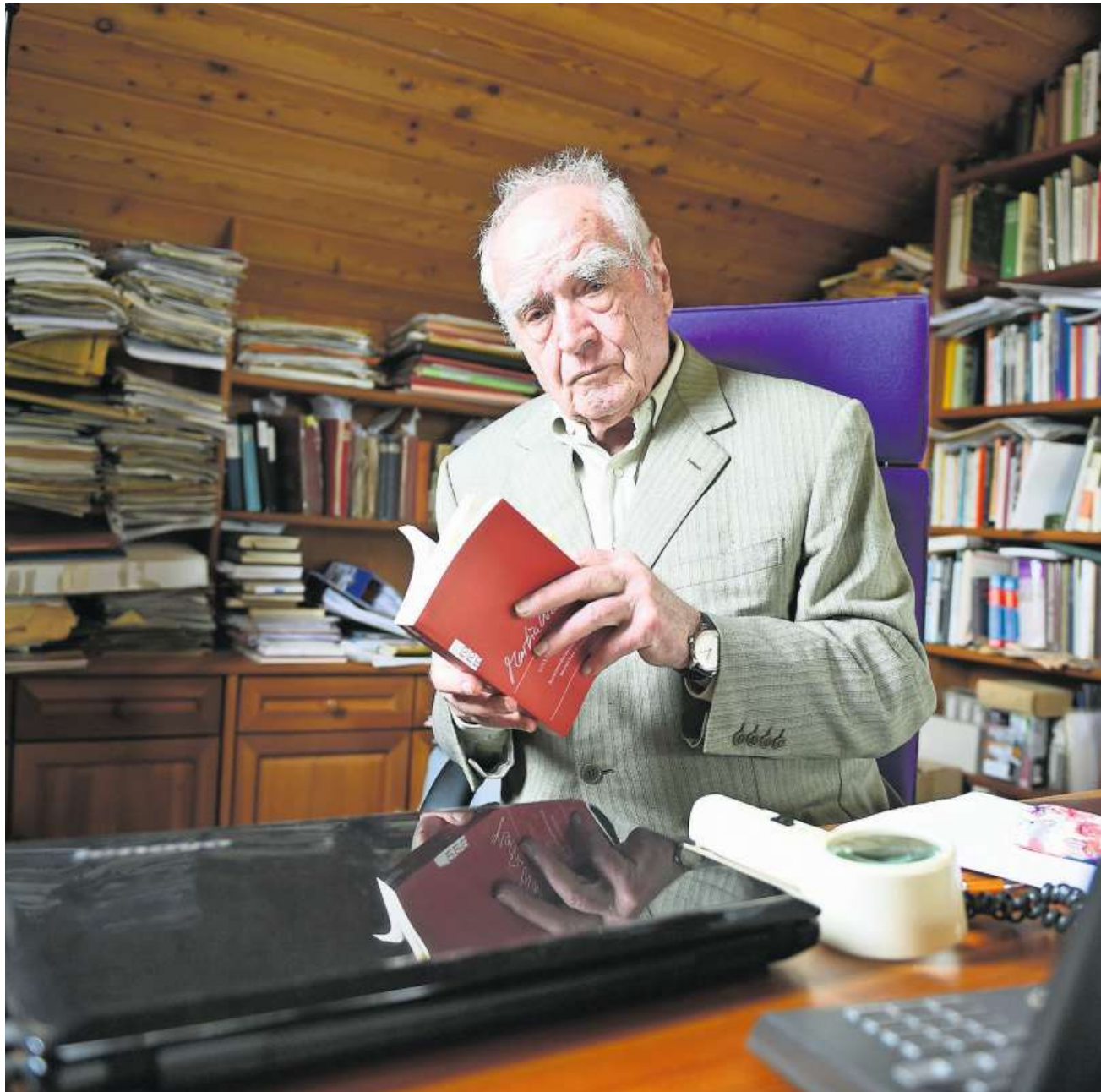
Bettina Kugler

Schon wieder Walser. Das muss ihm erst einmal einer nachmachen, auch unter Schriftstellerkollegen in den besten Jahren: Einfach nicht müde zu werden beim Tagewerk mit Stift und Notizbuch. Mit über neunzig Jahren noch mindestens ein Buch pro Saison zu veröffentlichen, schon seit Jahrzehnten an seinem «Spätwerk» zu schreiben – und nach wie vor regelmässig die Kritik zu kitzeln, sie mit «toxischen Sätzen», mit Larmoyanz und Beschimpfungen zu provozieren. «Ich kann nicht nichts tun», sagte er neulich in einem Interview, «dieses Talent fehlt mir. Ich kann hier nicht einfach zum Fenster hinaus schauen und sagen: Toll, der See.» Doch nicht nur das Feuilleton reagiert zuverlässig auf alles, was aus Nussdorf am Bodensee kommt. Martin Walser wird auch gelesen und öffentlich wahrgenommen: als Intellektueller, der sich alles erlaubt. Seine Auftritte und Lesungen sind legendär.

Sirte, das Mädchen mit der besonderen Aura

Da passt ins Bild, dass er sein neues Buch «Mädchenleben» für einmal nicht als «Roman» bezeichnet; das wäre angesichts der neunzig sehr luftig bedruckten Seiten und der ebenfalls legendären Formlosigkeit seiner Alterstexte auch beinahe eine Frechheit. Stattdessen kommt hier eine «Legende» in die technologiegläubige, aber Fake-News-geplagte Welt und tritt entsprechend spektakulär in Erscheinung: wie ein Geschenk vom Himmel. «Bisher nicht angekündigt», trompetet der Verlag, kaum ist die Buchmesse in Frankfurt zu Ende. Mag sein, dass man bei Rowohlt nicht gewagt hat, das Buch ins Herbstprogramm zu nehmen: Walser selbst zählte es zu den vielen Projekten, die er «wohl nicht mehr schaffen» werde.

Erste Notizen dazu finden sich im Jahr 1961 in seinen Tagebüchern. Doch dass es ausgerechnet das Mädchen Sirte Zürn ist, das nun das Licht der litera-



Der 90-jährige Martin Walser: «Ich kann nicht nichts tun, dieses Talent fehlt mir.»

Bild: Felix Kästle/DPA/Keystone

rischen Welt erblickt, hat wohl mit Walsers Gespür für Timing zu tun: damit, dass seine oftmals bizarren Figuren wie durch ein Wunder immer im genau richtigen Moment auftauchen, so sehr sie aus der Zeit gefallen wirken. Und so stellt man sich Sirte, dieses Mädchen

mit der besonderen Aura, das mehrfach verschwindet und dann wieder da ist, das Menschen «entzündet», Verzicht übt, sich stellvertretend für andere opfert und prügelnde Alkoholiker auf diese Weise lammfromm macht, irgendwie immer mit Zöpfen und leicht trotzigem

Blick vor. Man neigt dazu, Sirtes Verhaltensauffälligkeiten von früher Kindheit an als Berufung zu deuten, und dies nicht nur, weil ihr schreibender Jünger Anton Schweiger, Untermieter der Familie Zürn, so eifrig für ihre Heiligsprechung eintritt.

Sirte will nicht die Welt retten; sie heisst nicht Greta, sondern eigentlich Gerlinde, und sie hat, wie sich herausstellt, «einfach eine ihren Kopf formende Haarpracht». Sie ist ein Kind der frühen 1970er-Jahre, fügt sich aber mit ihrer Mission, ihren ins Psychotische gehenden Ticks, ihrer Weigerung, sich anzupassen, erstaunlich gut in die Gegenwart. Man muss nicht alles glauben, was ihr (ebenfalls seltsam verschrobener) Vater über sie erzählt und Anton Schweiger getreulich aufzeichnet: Legendären Leben von Behauptungen, sie werden erst durch Übertreibung schön.

Aus Widersprüchen werden kühne und wahre Sätze

So kann der Text auf eine stringente Handlung verzichten; er liefert lediglich Material: Momentaufnahmen eines Mädchenlebens zwischen Spielplatz, Schule und Familie, Tagebuchnotizen Sirtes und Gedanken ihres ergriffenen Beobachters. Ganz sicher ist er nichts für nüchterne Realisten, denn kaum eine Seite kommt ohne quasisireniösen Kitsch aus; Indizien für eine ironische Lesart gibt es keine. Es sei denn die Tatsache, dass Sirtes Lebenswelt ziemlich profan ist, aus Integralrechnung, Lateingrammatik, Berufswahl und einer Schwester besteht, die sie schon mal als «blöde Sau» beschimpft.

Auch ärztlich und vom Heiler lässt man Sirte abklären, während Ludwig Zürn und sein Untermieter mit allen Mitteln an ihrer Verklärung zur Heiligen, mindestens aber zur Mystikerin arbeiten. Am Ende wären sie mit einer Seligsprechung zufrieden – und man hofft auf den nächsten Walser. Weniger verzückt, und wenn, dann mehr von seiner ureigenen Spezialabgabe: aus Widersprüchen wundersam wahre und kühne Sätze zu machen.

Martin Walser Mädchenleben oder Die Heiligsprechung. Legende. 96 Seiten. (Rowohlt) Ab 19. November im Handel.

Die Aufschreie des Dichters

Der Westschweizer Francis Giauque litt unter dem Gewicht der schrecklichen Gesellschaft. Sein Werk erscheint nun auch auf Deutsch

«Ich liebe dich, wie ein Mann in meiner Situation noch lieben kann, und es ist die letzte Möglichkeit, mir zu beweisen, dass ich noch am Leben bin.» Poststempel Prêles, 23. April 1959; Absender Francis Giauque, 25, Dichter, unheilbar an der Haut und im Herzen krank; Empfängerin Emilienne Farny, 21, Studentin aus gutem Hause. Giauque lebt noch bis 1965, am 13. Mai wird er aus dem Neuenburgersee geborgen, ein Jahr nach dem Tod seiner geliebten Mutter.

Das ist der Stoff für die Geschichte und die Gedichte eines Poeten aus der Romandie. Charles Linsmayer hat die Liebesgeschichte – durch Zufall – wiederentdeckt. Er ist zu den Überlebenden gefahren, er hat Giauques Leben minuziös recherchiert und für die wunderbare Reihe «Reprinted by Huber» zugänglich gemacht. Sein ebenso engagiertes wie ausgewogenes biografisches Nachwort gibt Zeugnis von einem Menschen, dessen Kerze an beiden Enden brannte. Eines unerbittlichen Menschen, dessen «Glut der Schwermut im Schattenraum der Nacht» schimmerte; in dem sich das Gefühl überwickelte,

«dass ich nie dazu fähig sein würde, eine Existenz als «normaler» Mensch zu führen», wie im Protokoll einer der zahlreichen Psychiatriesitzungen zu lesen ist, die er über sich ergehen lassen musste.

Francis Giauque wuchs in einfachsten Verhältnissen auf, 800 Meter über dem Bielersee im französischsprachigen, zu Bern gehörigen Kaff Prêles. Hughes Richard, sein Jugend- und Lebensfreund bis zu dessen Tode, Kronzeuge für Giauques Leben und Werk, sprach von einer «übermässigen Liebe der Mutter zu ihrem Sohn», während das Verhältnis zum Vater zurückhaltend bis verschlossen geblieben sei. Francis sei ebenso intelligent wie faul gewesen, ein Charmeur, der bei den Mädchen ankam. Er schlägt das Gymnasium aus und tritt in die Handelsschule von Neuchâtel ein, jobbt nebenher, verabschiedet sich kurz vor dem Diplom, obwohl ihn der Schriftsteller Jean-Pierre Monnier mit der modernen Literatur vertraut gemacht hat. Giauque beschliesst ein Leben «ausserhalb oder gegen die andern». Er liest Beckett, Prével und Re-



Francis Giauque am 13. Juli 1952 in Sonvillier.

Bild: zvg

verdy, Hölderlin, Becker und Pavese und entdeckt die poètes maudits als Vorbilder: Tristan Corbière, Edmond-Henri Crisinel und den Seelen- und Leidensgenossen Antonin Artaud, dessen «Fragments d'un Journal d'En-

fer» er sein eigenes Höllentagebuch hinzugesellt. Giauque leidet «unter dem Gewicht dieser schrecklichen Gesellschaft», schreibt glühende Gedichte und Prosastücke, die er später teils vernichtet, nimmt in Lausanne eine Stelle als Buchhändler an. Im Sommer 1956 trifft er die Kunststudentin Emilienne Farny.

Der Tod ist wie eine Horde hungriger Hunde

In Giauques Lyrik erscheint seine Liebe zu ihr ausnahmslos als schwierig, bedroht: «Leer ist der Traum / die Kraft fehlt / unsere Liebe / aufzubinden / wie ein Bündel / stachelige Zweige.» Bald stürzt er in eine Depression, seine Hautkrankheit verschlimmert sich. Er resigniert und spricht erstmals davon, diesem Leben ein Ende zu setzen, das ihm die Krankheit aufgezwungen habe. Da entsteht sein Erstling, das Bändchen «Parler seul». Darin ist nicht nur Giauques Aufschrei für die Gebeutelten der Welt zu erkennen, da setzt er seine Verzweiflung bewegend in Verse, schreit und schreibt sich die Seele aus dem Leib. Er wird immer wieder psychiat-

risch interniert, arbeitet an seiner zweiten Publikation, die unglückliche Liebe zu Emilienne macht ihn noch kranker. Und der grosse Genfer Schriftsteller Gorges Haldas ist nicht der erhoffte Fürsprecher, sondern rührt keinen Finger für den jungen Dichter.

Christoph Ferber und Barbara Traber haben die knochenharte Verzweiflung im dünnen Werk des Francis Giauque feinführend ins Deutsche übertragen: das bewegende Vermächtnis eines begabten und wortgewaltigen Dreissigjährigen, der für das Scheitern seines Lebens starke Bilder gefunden hatte: «Schweigen / verlassene Nacht / der Tod ist in uns / wie eine Horde / hungriger Hunde.» Unbedingt lesen.

Dieter Langhart

Francis Giauque: Die Glut der Schwermut im Schattenraum der Nacht. Reprinted by Huber Nr. 37, Th. Gut Verlag Zürich, 264 Seiten. «Francis Giauque: Nachtbraut»: Zweipersonenstück von Markus Keller. Premiere 8. 2. Theater an der Effingerstrasse, Bern.